

VORWORT

Die Ordnung der Geschlechter in der Moderne hat von Anbeginn den Anspruch erhoben, das getreue Abbild der natürlichen Ordnung der Dinge zu sein – und nichts weiter. Diese positive Legende der bloßen Naturlauslegung hat wesentlich an jenem Gestrüpp aus Theorien, Fiktionen und Projektionen mitgewirkt, in dem wir noch immer gefangen und befangen sind.

Das Ganze begann recht wohlgenut im ausgehenden 18. Jahrhundert, als Männer und Frauen über die gesellschaftlichen Veränderungen der Zeit auch in ihren Auswirkungen auf das Verhältnis zwischen den Geschlechtern nachdachten. Die Rechte und Pflichten der beiden Geschlechter wurden zunächst im Zusammenhang mit Politik, kulturellem Wandel und neuem Humanismus erörtert. Erst mit dem Aufschwung der naturalistischen Wissenschaften vom Menschen verlagerte sich das Problem zu Beginn des 19. Jahrhunderts definitiv aus der Gesellschaft in die *wahrzunehmende* Natur. Nun sollte der rein objektive Tatsachenblick des Menschenwissenschaftlers an der Grundstruktur des menschlichen Körpers direkt die soziale und sittliche Aufgabenverteilung zwischen den Geschlechtern ablesen können. An die Stelle der Moralthologie (und spekulativer Geschlechterphilosophien) schob sich als zentrale kulturelle Definitionsmacht eine durch die »harte« Wissenschaft der vergleichenden Anatomie legitimierte Moralphysiologie. Damit wurden vor allem die Mediziner zu neuen Priestern der menschlichen Natur, zu Deutungsexperten, die sowohl für die Orthodoxie wie für den alltäglichen Moralkodex verantwortlich zeichneten.

Mit dieser ersten Verschiebung eines auch politischen Widerspruchs auf das erhabene Terrain wissenschaftlicher Wahrheit begann eine Serie von Wechselwirkungen zwischen alltagsweltlichen und szientifischen Erkenntnisbemühungen um das eigentliche Wesen der Geschlechterdifferenz, die

bis weit ins 20. Jahrhundert hinein andauern sollte. Diese Serie ist gekennzeichnet durch frappierende Wiederholungszwänge, durch zunehmende Redundanz und grassierende Humorlosigkeit. Ich habe mich bei der Analyse um eine gewisse ironische Distanz bemüht – ein Hauch von Tristesse aber ist wohl geblieben.

Die moderne Ordnung der Geschlechter mit ihrem pathetischen Überschuß an Differenz und Hierarchie ist weder ein Anachronismus, noch eine Residualkategorie, noch gar ein »Frauenproblem«. Die scheinbar direkt der Natur abgelauschte partikularistische Ordnung der Geschlechter ist mit ihrem Überhang an unreflektierten Deutungen vielmehr konstitutiv für die Moderne insgesamt. Sie liefert weiterhin den untergründigen Bezugstext für die vielen faden Häutungen des Geschlechterdiskurses, selbst dann, wenn dieser mit universalistischen Optionen vermeint, sich von der »differenziellen« Vergangenheit gänzlich abgelöst zu haben. Auch dagegen bleibt an ein altes Memento zu erinnern: »Nimmt Aufklärung die Reflexion auf dieses rückläufige Moment nicht in sich auf, so besiegelt sie ihr eigenes Schicksal.« (Max Horkheimer/Theodor W. Adorno in *Die Dialektik der Aufklärung*)

Dieses Buch, die Konstruktion eines Diskurses über höchst unterschiedliche Diskurse, ist historisch-kritisch in einem alten Sinn. Es ist ein fragmentarischer Kommentar, der auf dichten Beschreibungen und kultursoziologischen Erklärungen aufruhrt und der Grenzen überschreitet: zwischen Kulturen, zwischen Disziplinen, vor allem aber zwischen Alltagswissen und wissenschaftlichen Systematisierungen. Vielleicht wird der Leser gelegentlich etwas beschämt, die Leserin reichlich befremdet sein in Anbetracht der hier versammelten »männerwissenschaftlichen« Logik. Möge der Leser nicht einfach das Ganze als schaurig antiquierte Kuriositätensammlung beiseite legen, sondern die weiter mäandernde Kontinuität dieses Diskurses bedenken. Möge sich die Leserin nicht zu einem antiwissenschaftlichen Affekt oder zum Rückzug auf die hoffnungslos abgestandenen Fiktionen echter Weiblichkeit ermuntert fühlen, sondern noch einmal guten Mutes die Anstrengung der Begriffe auf sich nehmen.

»O MENSCH« – »O WEIB«.

EINLEITENDE BEMERKUNGEN ZUM MODERNEN PROBLEM DER GESCHLECHTER UND IHRER THEORIE

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts betritt *der Mensch* die Thematisierungsbühnen von moderner Kultur, Politik und Wissenschaft – und zwar gleich in der schwierigen Doppelrolle als erkenntnistheoretisches Problem-bündel und als pathetisch autonomer Identitätswurf.¹ Dieser Auftritt ist häufig kommentiert und modernisierungstheoretisch »erklärt« worden. Sehr viel weniger Beachtung hat dagegen die Frage gefunden, wie dieses allgemein-menschliche »Coming-out« konterkariert wurde durch ein zweites, für die Moderne gleichermaßen konstitutives Deutungsschema: das der Differenz, hier vor allem der Differenz der Geschlechter. Der neue Selbstbezug *des* modernen Menschen – »lebenspraktisch« wie »theoretisch« von kaum bestreitbarer Relevanz – wird also von einem kontrastiven kulturellen Systematisierungsprozeß flankiert: dem der Schematisierung eines scharfen Dualismus der Geschlechter. Mit dem gespannten Zugleich von menschlichen Verallgemeinerungen und geschlechtlichen Besonderungen aber ist eine systematische Verkehrung, eine Art Inversion in die Herzkammern der Moderne eingelassen, die von den umlaufenden Theorien der Moderne entweder unterschätzt oder – häufiger – gar nicht erst zur Kenntnis genommen wird; man widmet sich ganz »dem Menschen« in seinen vielfältigen modernen Faltungen.

Wenngleich noch unanschaulich und abstrakt, ist damit in etwa die »kulturtheoretische« Problemlage für die folgenden Untersuchungen skizziert. Überall dort, wo die gleichsam inverse Strukturierung der kulturellen Moderne keine kategoriale Berücksichtigung findet – und das ist, wie angedeutet, weiterhin die Regel –, führen die humanwissenschaftlichen Modernitätstheoreme zu den üblichen Malaisen übergeschlechtlicher Theoriefiktionen. Dagegen will die vorliegende Arbeit genauer bestimmen, wie die

neue, pathetisch verallgemeinerte kulturelle Dreifaltigkeit von »O Mensch«, »O Selbstreferenz«² und »O Moderne« auf einer anderen Deutungsstruktur beruht: Aufgelesen im Buch der Natur, wird diese untergründige Deutung schließlich zur alles begründenden und ordnenden Ur-Duplizität gesteigert und zum modernen Pathos der Geschlechterdifferenz gespreizt. Die konzeptuellen Folgen dieser Konstellation für eine ihrem Gegenstand angemessene Theorie der kulturellen Moderne, ihre theoriearchitektonische Sprengkraft gar, wurden bislang übersehen. Deshalb versucht diese Arbeit zunächst, einigen exemplarischen Deutungszusammenhängen in der Entwicklungsgeschichte dieser modernen Inversion wieder auf die Schliche zu kommen, und zwar auf der Ebene des Alltagswissens, der stilisierenden Selbstthematizierungen wie der Objektivierungsanstrengungen in den Humanwissenschaften und ihren Geschlechtertheorien.

Hatte schon die Aufklärung die Frau aus der Generalisierungsbewegung *des* Menschen hinauskomplimentiert, so gehörte es lange Zeit zur schönen Übung gerade der Modernisierungstheorien, in einer merkwürdigen gigantischen Parallelaktion, diesen Ausschluß zu wiederholen: Die all überall bis in die jüngste Gegenwart nachweisliche Stilisierung eines neutralisierten (männlichen) »Gattungswesens« zum Menschen der Moderne kassierte sinnigerweise die Wesensbestimmungen des chronisch schwachen, aber nicht immer ungefährlichen und stets irritierenden anderen Geschlechts noch einmal. Auf der Gegenseite verleitete die maßlose Redundanz des »natürlichen« Unterdrückungsdiskurses Frauenforscherinnen eher dazu, ob der ewigen Wiederkehr der immer gleichen Standardfloskeln die erheblichen Verschiebungen im Massiv der belehnten normativen Potentiale wie in den Organisationsformen des Differenzdiskurses nicht mehr wahrzunehmen. Beide Male, und trotz der je anderen Gewandungen in ähnlicher Weise, bleibt das spezifisch moderne Problem der Geschlechterdifferenzen eher unbegriffen und insofern wohl auch weiter wirksam.

Es geht also zunächst darum, unter der Oberfläche solch ewig gleicher Schlußfiguren, mit denen »Natur« zur Begründung von Geschlechterdifferenzen aufgeboten wird, die verwickelten Verschiebungen in den semantischen und normativen Gehalten freizulegen. Ins Auge springt dabei eine zunehmende »Verwissenschaftlichung« der Begründungsversuche. Besondere Beachtung verdient aber auch der gewaltige, diese Verwissenschaftlichung orchestrierende »szientistische Lärm«. Es wird zu zeigen sein, wie diese lärmende Verwissenschaftlichung der Differenzdebatte sowohl als

Ausdruck der neuen Unordnung in den sozial approbierten Geschlechterverhältnissen wie als Ausdruck der Strukturverwerfungen einer allgemeinen Krisenzeit gelten kann. Schließlich wird »Natur« als *Tertium comparationis* eingesetzt, von dem aus all die verschiedenen Vergleichs- und Kontrastierungslogiken ihren Ausgang nehmen, um dann im klassischen, jetzt szientistisch verbrämten Zirkelschluß die Naturalität der Geschlechterdifferenz neu zu bestimmen und mit positiv-empirischen Wissensbrosamen anzureichern.

Sehr bald hat dieser wissenschaftlich angeleitete Kulturkampf um die Geschlechtercodierungen die Form einer regelrechten Normalitätsdebatte angenommen. Die damit einhergehenden »natürlichen« Sprach- und Denkverbote, die die Neuordnung familialer Normalität und »normaler« Geschlechterbeziehungen regelten, – auch sie haben die Frauenforschung lange Zeit bloß enragiert. Die Folge war ein dauerhaft »empörter« Debattenstil. Jetzt scheint es an der Zeit, den verschiedenen Etappen der kulturellen Moderne genauer nachzuspüren, in denen das bekannte Kontextproblem beim sozialen Normalitätsverteilen je anders »gelöst« oder abgeschafft wurde. Vor allem aber wird es darauf ankommen, zu zeigen, wie und mit welchen außer- und suprasozialen Argumentformen das Normalitätsproblem erfolgreich naturalisiert wurde und welche Rolle dabei die neuen Wissenschaften vom Menschen gespielt haben. Dabei muß zugleich das kulturtheoretische »Faszinosum« entblättert werden, wie aus einer *einfachen* Differenz, der der Geschlechter, eine kaum überschaubare Mannigfaltigkeit von Deutungsvarianten »erzeugt« wurde, in denen »natürliche« und »kulturelle« Bestimmungen zu je unterschiedlichen Amalgamierungen zusammengefügt und mit dem problemarmen Geltungsmodus der »Normalität« ausgerüstet wurden.

Arbeiten zur Codierungsgeschichte moderner Geschlechtscharaktere »leiden« alle in der einen oder anderen Form an ihrem Gegenstand, genauer, sie alle »laborieren« an der fürchterlichen Redundanz des Differenzdiskurses. Auch diese Arbeit wird die traumatisierende Redundanz im Herzen der kulturellen Moderne nicht »auflösen« können. Eher im Gegenteil: Statt sie etwa modernisierungstheoretisch verschwinden zu lassen, optiert diese Untersuchung für relativ weit ausgreifende und kontrastiv angelegte Fallanalysen, für die vergleichende Untersuchung von alltäglichen und wissenschaftlichen Deutungen, mit denen der redundante Kern des modernen Geschlechterdiskurses eingekreist werden soll. Nur so auch scheiden sich

dann variable von konstanten normativen Potentialen am »ewig gleichen« Naturargument.

Der für die kulturelle Moderne mit entscheidende Transformationsprozeß der Geschlechtercodierungen hat einige paradigmatische Stationen durchlaufen. Wir werden sehen, wie die große Debatte um die Rolle der Frauen im späten 18. Jahrhundert noch einigermaßen unentschieden und gleichsam auf scholastischem Niveau hin- und herzutorkeln scheint. Lesen im Buch der Natur sicher; in der Übergangszeit dieses ausgehenden Jahrhunderts bleibt daneben aber doch noch vielen unmittelbar einsichtig, daß die möglichen Auslegungen der Geschlechterbestimmungen unerschöpflich sein werden, zudem die generischen — also die auf jeweils eine ganze Hälfte der Gattung gemünzten — Naturzuschreibungen die Fülle der Besonderungen nie würden erfassen können. Vor dem unaufhaltsamen Aufstieg der »naturalistischen« Wissenschaften vom Menschen — vor ihrem erfolgreichen Entwicklungspfad von einer »verrückten Anomalie« zur kulturellen Suprematie — gibt es insofern noch einen gewissen Primat des Politischen, gibt es Anerkennung von so etwas wie der Eigenlogik kultureller Weltbilder, gibt es schließlich noch Bastionen einer radikalen Skepsis, nicht gegenüber der Wissenschaft schlechthin, aber gegenüber der Szientifizierung sozialer und politischer Widersprüche, gegenüber Reduktionismus und wissenschaftlicher Selbstüberhebung. Am Ende des 18. Jahrhunderts scheinen die kulturellen Systematisierungen selbst noch eigentümlich im Fluß; vor allem die Geschlechterbestimmungen bleiben zum Teil noch »durchschaut« oder werden mit biographischen Gegenevidenzen konfrontiert, bevor dann typisch moderne menschliche Kompetenzen wie »Welt-offenheit«, »Autonomie« und »Individuierung« direkt in die männliche Physiologie eingeschrieben werden. Sicher bleibt dieser quasi kulturtheoretische Skeptizismus uneindeutig — vor allem wird er sich, wie wir heute wissen, nicht durchsetzen. Mehr noch, er wird so gründlich überrollt werden, daß er nicht nur unterliegt, sondern daß diese ganze Episode einer veritablen kulturellen Verdrängungsmaschinerie anheimfällt.

Dieser hier nur knapp skizzierten, in sich hoch widersprüchlichen Entwicklung läßt sich einigermaßen schlecht mit den geläufigen Erklärungsformeln beikommen, also weder mit der Formel vom Übergang einer herrschaftsständischen zu einer berufsständischen Gesellschaft noch mit derjenigen vom Übergang von stratifikatorischer zu funktionaler Differenzierung. Im Falle der Frauen treffen solch allgemeine Bestimmungsformeln

augenscheinlich voll daneben. Um zu zeigen, daß und wie moderne Differenzierungen und Generalisierungsschübe in den kulturellen Weltbildern seit der Aufklärung erkaufte wurden durch Entdifferenzierung, Redundanz und Individualitätsverluste auf seiten »der Frau«, genügt freilich auch nicht der Hinweis auf den Willen zur Macht und zur Ideologie eines patriarchalen Gesamtakteurs. Auch die anschlufähige sozialgeschichtliche Formel von einer Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben zeigt hier Schwächen.³ Ungenügend ist schließlich das rein »utilitaristisch« und/oder »intentionalistisch« zugespitzte Argument, »die Männer« hätten aus den Struktur- und Funktionswandlungen der Familie ungetrübten Frohsinn und einseitigen Nutzen gezogen. Sicher war der Regenerationshort »Bürgerliche Familie« mit seiner alltäglichen und geistig-moralischen Arbeitsteilung unmittelbar kommod für viele Männer und Denker. Er ist es zum Teil bis heute geblieben, einerseits. Aber das Lamento über die Borniertheiten und den Zwangscharakter dieser Institution, über die ihr immanente Verquickung von Liebe und Geschäft wie über die eingelagerten Verdummungs- und Vereinseitigungstendenzen ist mit den immer auch ein wenig zu lauthals angestimmten Lobeshymnen gleichursprünglich. Den Ehe- und Familienprofiteuren stehen zudem zahlreiche Eheverächter und sonstige berühmte Junggesellen gegenüber mit ihrem Abaelard-Komplex. Die bürgerliche Familie als neuer Hort der Sinngebung und der Gefühlkultur, der Vergemeinschaftung und Reproduktion, in dem die Radikalisierungen eines zu früh und zu abstrakt oder zu empfindsam proklamierten Individualismus ins geschützte familiäre Nest zurückbeordert und insofern staatstragend »aufgehoben« schienen, — das ist ein sicherlich wirkungsvolles Kulturkonstrukt, aus dem aber gleichwohl keinesfalls alle Programmierer einen ungetrübten Nutzen für die eigene Lebensführung zu ziehen vermochten. Eine rein utilitaristisch-patriarchale Deutung mogelt sich zudem auch immer um die vielen Aspekte von Nützlichkeit und Kommodität herum, die dieses Konstrukt für Frauen im Alltag wie in der Theorie attraktiv machten — und machen.

Dieses Unbehagen an umlaufenden Erklärungsformeln hatte für die folgende Untersuchung eine schon benannte Konsequenz: Um die typische Fallgestalt einer modernen Verschlingung von Differenzierung und Entdifferenzierung, von allgemein menschlicher Stilisierung und geschlechtsspezifischer Schichtung richtig bestimmen und in ihrer Genese angemessen rekonstruieren zu können, mußten die stets zu globalen Patriarchatsunter-

stellungen einerseits, sozialhistorische und modernisierungstheoretische Ansätze andererseits ergänzt werden durch soziologische Fallanalysen der umbrechenden Strukturen kultureller Deutungsmuster. Bei der kulturellen Neubestimmung der Geschlechter in der Moderne haben die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts allmählich sich formierenden sogenannten Wissenschaften vom Menschen, die Anthropologien, eine entscheidende Rolle gespielt. Umgekehrt wurde die Kategorie »Geschlecht« zentral für die Ausdifferenzierung der modernen humanwissenschaftlichen Disziplinen und ist für das Verständnis ihrer inneren Logik und ihrer Wechselwirkungen unerlässlich.

Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts tritt also *der Mensch* auf den Plan; kurz darauf aber folgt ihm *das Weib* und damit das vertrackte Problem mit dem Geschlecht. Ungefähr ein dreiviertel Jahrhundert lang, von 1775 bis 1850, bilden die zahllosen Aufschwünge zu einer endgültigen Ontologie des Geschlechtlichen die fundamentale Erkenntnisschwelle, hinter der die relativ bescheidene Frage nach der Legitimität der jeweiligen geschlechtstypischen Differenzbestimmungen verschwindet. Diesem Schwundprozeß galt es mit Fallanalysen erst einmal wieder auf die Spur zu kommen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts findet dieser Prozeß seinen Abschluß. Das Geschlecht ist aus dem hehren Kosmos der sich ausdifferenzierenden Wissenschaften scheinbar ohne Rest verschwunden. Der Mann der Moderne scheint endgültig zum modernen Menschen der Humanwissenschaften verallgemeinert — mit kaum mehr zweifelhaften Folgen. Die Frau hingegen driftet an die Peripherie ab, vor allem in die sich seit den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts konstituierende Gynäkologie als die Wissenschaft vom Weibe schlechthin, um ansonsten nur noch gelegentlich in der Volkskunde oder in kulturhistorischen Kuriositätensammlungen aufzutauchen. Zwanglos lassen sich dann auch die Spätfolgen dieser Art geschlechtsindifferenter Verallgemeinerung bis in die kategoriale Armatur der klassischen und nachklassischen Soziologie, bis in die Modernisierungstheorien und ihre Kreuztabellen verlängern.⁴ Im folgenden soll daher auch gezeigt werden, wie beides zusammengehört: Die Generalisierung des Mannes zum Menschen der Humanwissenschaften und die Besonderung der Frau zum Studienobjekt einer mit philosophischen, psychologischen und soziologischen Ansprüchen auftretenden medizinischen Teildisziplin.

Um diese Entwicklung in ihren wissenschaftlich-kulturellen Amalgamierungen angemessen rekonstruieren und auch darstellen zu können, hat die Arbeit zwei Hauptteile. Der erste befaßt sich anhand exemplarischer

Fallanalysen mit den sich wandelnden Strukturen des Deutungsmusters über die Geschlechter im ausgehenden 18. Jahrhundert; der zweite mit dem Prozeß der Verwissenschaftlichung.

Im 1. Kapitel wird der Deutungshorizont zunächst durch Stellungnahmen und Selbstreflexionen von Frauen zu veränderten weiblichen Handlungs- und Identitätsproblemen abgesteckt. Diese selbstreflexiven Äußerungen von Frauen kreisen um die modernen Themen der Individuierung, Selbständigkeit und kulturellen Autonomie, um Fragen weiblicher Intellektualität und Moral. Diese Themen tauchen hier noch als kulturelle, soziale und politische Fragen auf, um schließlich von der sich entwickelnden Humanwissenschaft in Regie genommen und in Natur-Argumente umgegossen zu werden.

Kapitel 2 befaßt sich mit den großen Debatten über die neue Ordnung respektive Unordnung der Geschlechter, interpretiert sie auch als Krisensymptom im Zusammenhang mit der Herausbildung einer gegen die effeminierte feudale Zivilisation gerichteten, eher mannhaft-gesunden bürgerlichen Kultur. Wir werden sehen, wie sich durch den Einbezug der Geschlechterdebatte auch die gängigen Interpretationen und Kontroversen um Fortschritt und Rückschritt, um deutsche »Jakobiner« und deutsche »Konservative« erheblich komplizieren.

Kapitel 3 situiert die in der Aufklärung artikulierten egalitären Prinzipien im Kontext der kulturellen und wissenschaftlichen Debatten der Zeit. Sowohl die Forderungen nach Zulassung der Frauen zu den Menschen- und Bürgerrechten wie auch etwa Gedanken zu weiblicher »Ich-Identität« und Autonomie werden dabei im Zusammenhang mit einem erkenntnistheoretischen Skeptizismus erörtert und zudem als Ausdruck eines gewissermaßen »cartesianischen Feminismus« interpretiert, der durch die neuen Erkenntnisinteressen der Wissenschaften vom Menschen alsbald obsolet werden sollte.

Das zweite Hauptstück widmet sich dann der Verwissenschaftlichung im engeren Sinne. Hier geht es darum, die Entdeckung des Weibes und die Genese einer weiblichen Sonderanthropologie in den allgemeinen Kontext jener zentralen kognitiv-kulturellen Impulse zu stellen, die die Systematisierung unterschiedlichster Erkenntnisbemühungen zur großen und einheitlichen Wissenschaft vom Menschen begünstigt haben.

Kapitel 4 zeichnet daher in groben Umrissen zunächst den Aufschwung der Anthropologie im 18. Jahrhundert und die ihn bedingenden epistemo-

logischen Prämissen nach. Kernpunkt ist dabei die Verschränkung von Medizin und Philosophie, das heißt die gegen den cartesianischen Dualismus gerichteten Bemühungen um eine Erkenntnis des ganzen Menschen, um eine integrierte Betrachtung von Körper und Seele. Von diesen ganzheitlichen Erkenntnisinteressen werden nicht nur der Kranke und der Irre, der Mohr, der Fremde und der Wilde auf neue Art erfaßt und ins Zentrum der theoretischen Neugierde gerückt, sondern insbesondere auch das Weib – nicht als erstes übrigens, eher als letztes.

Kapitel 5 rekonstruiert die Genese dieser weiblichen Sonderanthropologie zunächst im Kontext der französischen *Sciences de l'homme*. Denn bereits in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts erreicht die gesonderte Psycho-Physiologie des Weibes in einer extrem zeitgeistgeprägten, anscheinend »typisch französischen« Mischung aus Animismus und Materialismus ihre paradigmatische Kodifizierung. In dieser Form findet die weibliche Psycho- und Moral-Physiologie alsbald Eingang in die französische Medizin und mit nur geringer zeitlicher Verzögerung auch in die deutschen Sonderanthropologien, um schließlich in der Gynäkologie ihren eigentlichen, andauernden Wirkungshort zu finden.

In Kapitel 6 werden dann zum einen die die medizinischen Differenztheorien teils anregenden, teils überhöhenden Geschlechter-Philosophien deutscher Dichter und Denker rekapituliert. Damit soll ein entweder ignoriertes oder aber isoliertes Kapitel im philosophischen Diskurs der Moderne⁵ im Zusammenhang mit kulturellen Umbrüchen und wissenschaftlichen Interessen der Zeit erörtert werden. Zum anderen zeigt dieses Kapitel, wie und warum die vergleichende Anatomie dabei zur Basis-Wissenschaft für physio-philosophische Anthropologien wie für die weiblichen Sonderanthropologien wurde. Die vergleichende Anatomie lieferte schließlich die Methodologie, nach der am Ende in allen Organen, Organ-Lagerungen und psychisch-geistigen Vermögen geschlechtsspezifische Unterschiede gesucht und gefunden werden konnten.

Damit erst konstituiert sich der Körper auf moderne Weise als erzeugungsmächtiger »Analogien-Operator« (Pierre Bourdieu⁶), der es vor allem gestattet, die Geschlechterdifferenz zu regulieren. Oder, ein Zitat von Michel Foucault abwandeln: Jetzt erst fügt sich das Geschlecht ganz in den Körper ein und seine »logische« Verteilung folgt unmittelbar den anatomischen Maßen. Der Blick und das Auge brauchen dann nur noch ihr angestammtes Recht auf die Wahrheit durchzusetzen.⁷ Schließlich braucht der

Arzt und Leibforscher von der unterschiedlichen »Organisation« der Körper nur mehr die fundamentierenden Differenzen abzulesen und als solche zu behandeln. »Organisation« wird darüber zu einem zentralen und metaphorischen Begriff in der Medizin.⁸ Sowohl im Frankreich wie im Deutschland des ausgehenden 18. Jahrhunderts wird er darüber hinaus zum entscheidenden Schlag- und Modewort, um dann allmählich – nicht zuletzt über die romantische Naturphilosophie – durch den Organismus-Begriff abgelöst zu werden. Zugleich ist damit der Arzt als »Kenner der Organisation« zum wichtigsten Deutungsexperten geworden, der die verschärft auftauchenden Fragen nach den Kompetenzen der beiden Geschlechter direkt an die körperliche »Tiefenstruktur« heranträgt und an ihr auch die genehmen Antworten abliest. Es ist also gerade eine philosophisch-ganzheitlich inspirierte Medizin, die bei der Codierung der Geschlechter eine entscheidende Rolle gespielt und den sinn- und zweckkonstituierenden Charakter der »leiblichen Räumlichkeit« etabliert hat. Das weitsichtige Diktum Foucaults, daß die Medizin *den* bestimmenden Platz in der Gesamtarchitektur der Humanwissenschaften innehat, weil keine andere der sie alle tragenden anthropologischen Struktur so nahe sei wie sie⁹, gewinnt eigentlich seine volle Gültigkeit erst, wenn nicht nur die Wissenschaften vom Menschen, sondern auch die vom Weibe mit bedacht werden.

Wie das letzte Kapitel 7 über den Verfall der großen Anthropologie und den Aufstieg der Gynäkologie schließlich darlegt, ist es gerade diese »anthropologische Grundstruktur«, die die Verselbständigung der Wissenschaft vom Weibe auch noch nach dem Aufkommen des Evolutionismus und dem Niedergang der allgemeinen Anthropologie bedingt hat. Dieses letzte Kapitel – wie eigentlich die ganze Arbeit – läßt sich insofern auch als eine Art »Archäologie der Gynäkologie« lesen. Was in der Umbruchsphase der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit kultureller Verunsicherung, »beobachtender Vernunft« (Sergio Moravia) und dem Pathos der Differenz begann, endet recht unpathetisch und fürchterlich redundant um die Mitte des 19. Jahrhunderts – der Entwicklung in den allgemeinen Humanwissenschaften diametral entgegengesetzt – mit der Etablierung einer integrierten und extrem psycho-physiologistischen Wissenschaft vom Weibe, die freilich ihren, politisch nicht ungefährlichen, kulturellen Höhepunkt erst im 20. Jahrhundert erreichen sollte.



Marguerite Gérard: Die glückliche Familie 1795-1800. Die geistig-sinnliche Mutter / der zärtlich-tätige Vater: eine weibliche Utopie der »neuen Familie« um 1800.